

Astrid Reinberger

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Botswana

24. August bis 15. November 2003

Von Überlebensstrategien im Alltag und der Ankunft in der Informationsgesellschaft

Von Astrid Reinberger

Botswana vom 24.08. – 15.11.2003



Inhalt

1. Zur Person	488
2. Moderne und Tradition	488
3. „Modimo“ und „Badimo“ – Glaubenssystem in Botswana	490
3.1 „My head is refusing to think“ – Überlebensstrategien im Alltag	492
3.2 Das Tabu – Ritualmorde und ein Gespräch mit Unity Dow	494
3.3 Lucky crème – ein Besuch beim Heiler	497
3.4 Healer associations - „modernisation can come“	498
3.5 Prävention von Pech und das „Traditional Health Practice Bill“	502
3.6 Grau ist alle Theorie	504
4. Modernes Botswana – Informationen für alle	507
4.1 Einen Mausklick vom Rest der Welt entfernt	507
4.2 Verbreitung des Internets und eine schöne Vision	509
4.3 Das Internet – ein „weißer Kontinent“	513
5. Schlussbemerkung	516
6. Dankeschön	518

1. Zur Person

Ich bin 1970 in Rahden, Ostwestfalen, geboren, habe in Köln Deutsch und Geschichte mit 1. Staatsexamen studiert und arbeite seit vielen Jahren als freie Journalistin. Ich habe zunächst für Printmedien geschrieben, dann zunehmend auch für den Rundfunk und hier am liebsten für den WDR-Hörspielbereich gearbeitet. Anfang 1998 begann mit der „Sendung mit der Maus“ der Einstieg ins Fernsehmachen und die Leidenschaft für das Kinder- und Jugendfernsehen. Seit 2000 bin ich Online-Redakteurin für das Mädchen-Netzwerk www.lizzynet.de vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), das Technikwissen an die Zielgruppe vermittelt. Weiterhin arbeite ich als Autorin für verschiedene Fernsehmagazine (ARD Morgenmagazin, wdr Kanzlerbungalow, cosmo tv), für das ZDF sowie die Deutsche Welle und produziere Werbefilme im non-profit-Bereich.

2. Moderne und Tradition

Botswana – die „Schweiz Afrikas“ – ist auf der einen Seite hochtechnisiert, zukunftsorientiert, demokratisch – auf der anderen Seite leben nach UN-Angaben von den ca. 1,68 Millionen Einwohnern 50% unterhalb der Armutsgrenze, hiervon sind vor allem zwei Drittel der Landbevölkerung betroffen. Mit der traditionellen Viehzucht lässt sich die Familie nicht mehr ernähren, Förderungen erlangen nur die großen kommerziellen Viehzuchten der Rinderbarone. Botswana zählt daher immer noch zur UN-Kategorie „Least Developed Countries“, da seine Wirtschaftsstruktur auf einem schwankenden Fundament, hauptsächlich dem Diamantensektor, steht und zu wenig diversifiziert ist. Vor allem Krankheit – Botswana ist das Land mit einer der höchsten Aids-Raten der Welt - aber auch Unterbeschäftigung, Arbeitslosigkeit, ein beträchtlicher Druck auf die Reallöhne und die geringe Massenkaukraft stellen Entwicklungshemmnisse dar. Seit 1995 liegt Botswana, noch vor Brasilien, an der Spitze der Länder mit der größten Einkommensschere: Die oberen zwanzig Prozent verdienen vierundzwanzigmal mehr als das untere Fünftel. Dennoch ist Armut in Botswana kaum sichtbar. Die Gewinne aus der halbstaatlichen Diamantenwirtschaft sind offensichtlich so hoch, dass man Katastrophen abwenden kann - Botswana schaffte mit fast 7% jährlich die weltweit höchste Wirtschaftswachstumsrate im Schnitt der letzten 35 Jahre. Botswana hat in den größeren Städten eine (westliche) Infrastruktur mit Fastfood-Ketten, amerikanischen Modefirmen und südafrikanischen BigBrother-Fernsehstaffeln. Aber es ist eine Infra-

struktur, die nicht wie unsere langsam gewachsen ist, sondern eine, die über das Land rasant „hereingebrochen“ ist.

Botswana hat also viele Gesichter, zwei davon habe ich genauer betrachtet. Das erste hat mit einem Bereich zu tun, der den meisten von uns vertraut ist und der die moderne Seite des Landes zeigt: die Verbreitung und der Gebrauch des Internets. Das andere Gesicht konnte ich mir nur aus einer „klimatisierten“ Perspektive heraus anschauen, durch den Zerrspiegel meines eigenen kulturellen Hintergrundes. Das Thema: „traditional beliefs“. Glaubenssysteme ist eine sehr private Angelegenheit und derart in der Kultur verwurzelt, dass man mit dem westlich geprägten Blick zunächst immer nur das exotische „Fremde“ wahrnimmt. Traditional beliefs – da formieren sich in unseren Köpfen fast automatisch Bilder von ekstatischen Tänzen der „Eingeborenen“, von hutzeligen Medizinmännern, die Knochen werfen und dazu auffordern, sich zur Reinigung mit am besten mehrfach benutzten Rasierklingen zu ritzen, um durch die Drainage die innere Reinigung hervorzurufen. Viele der ‚traditional beliefs‘ firmieren unseren Vorstellungen nach eindeutig als „Aberglauben“ – aber distanziert betrachtet können Außenstehende eine Religion, die auf der unbefleckten Empfängnis und der symbolischen Verabreichung des Leibes und des Blutes Christi basiert, ebenso als äußerst abergläubisch betiteln. Religion entzieht sich Fakten.

Das Glaubenssystem der Batswana, wie sich die Einwohner Botswanas nennen, geht von der Beseeltheit der Dinge aus. Die mystische Vorstellungswelt schlägt sich im täglichen Leben nieder, für den Einzelnen mehr oder weniger, ist aber als allgemeines Phänomen betrachtet bedeutsamer und wirksamer als die christlich-westlichen Glaubensvorstellungen für die meisten von uns. Eine Windhose ist nicht einfach ein Wetterphänomen, sondern ein „Tanz der Hexe“ und ein Zeichen für etwas Böses. Ein Bergzipfel ist zu meiden, er ist nicht nur die geographische Spitze eines Berges, sondern wird von den Batswanern als Ort eines Geistes gefürchtet; eines Geistes, der als Schlange mit Frauenoberleib sein Unwesen treibt. Und man kann nicht einfach morgens aufstehen und sich eines Aids-Test unterziehen - dafür bedarf es eines wie auch immer gearteten Zeichens.

Krankheit und Heilung spielen in diesem System eine besondere Rolle. In der Vorstellung vieler Batswana steht jedem Menschen, jeder Familie eine gewisse Portion Glück oder Unglück zu. Hat eine Person von einem „zu viel“, wird sie misstrauisch beäugt, gilt sogar als „bewitched“, verhext, bzw. steht selber in dem Ruf, über „witchcraft“ zu verfügen und wird gemieden. Viele Batswana glauben also, dass jemand „verhext“ sein muss, wenn er plötzlich krank wird oder eines unnatürlichen Todes stirbt. Entweder hat der Kranke oder Verstorbene Unrecht begangen und wurde von seinen Ahnen bestraft, oder böse Mitmenschen haben ihm Geister gesandt, die ihn sei-

ner Gesundheit beraubten. Ansprechpartner für solche Probleme sind in der Regel traditionelle Heiler, in der Sprache der Batswana „Dingaka“ genannt.

3. „Modimo“ und „Badimo“ – Glaubenssystem in Botswana

Dr. James N. Amanze ist ein Fremder in Botswana. Einer der vielen „Expats“, der „Expatriates“, Ausländer, die in Botswana leben. Amanze kommt aus Malawi und lehrt und forscht für das Department of Theology and Religious Studies an der University of Botswana. Will man etwas über die neuere wissenschaftliche Erforschung von traditional beliefs in Botswana erfahren, kommt man an ihm nicht vorbei. Sein Buch „Botswana Handbook of Churches“ von 1994 ist eine einzigartige Sammlung aller Informationen über Kirchen und Kirchenabsplitterungen, die in Botswana praktizieren: Es sind über 215, die er aufführt, nach seiner eigenen Schätzung dürften es mittlerweile über 500 sein. Ein Fremder zu sein, erzählt er mir während meines Interviews in der Uni, sei auch gerade für sein letztes Buch „African Traditional Religions and Culture in Botswana“ eine ziemliche Barriere gewesen: Es sei sehr schwer gewesen, überhaupt jemanden zu einem Interview zu bewegen und zum „Reden“ zu bringen. Die Batswana seien eben äußerst misstrauisch, und Fremden gegenüber sowieso.

Christen bilden in Botswana nach Amanzes Schätzung mit einem Anteil von 40 – 45 % der Bevölkerung noch eine Minderheit, wenn auch eine sehr große. Das ist erstaunlich wenig, bedenkt man, wie viele Kirchen es in Botswana gibt und welchen durchschlagenden Erfolg die kirchlichen Missionare Anfang des letzten Jahrhunderts im südlichen Afrika hatten. Allerdings: Es genügen 10 Mitglieder, um nach dem Botswana Society Act von 1972 eine Genehmigung zur Gründung einer „Gemeinde“ zu bekommen. Die meisten dieser Kirchen sind African Independent Churches, d.h. sie haben sich von den großen Kirchen abgespalten und kombinieren christliche und traditionelle Anteile. Die African Independent Churches sind die am schnellsten wachsenden Religionsgemeinschaften der Welt. Amanze meint, dass viele dieser Kirchen auf dem Glauben an traditional healing basieren oder ihnen zumindest der Gedanke des Heilens von körperlichen oder seelischen Wunden innewohnt. Der Glaube an traditionelle Heilvorstellungen ist allgegenwärtig und ein Grundpfeiler der Kultur. Er basiert zum einen auf der Rolle der ancestors, den Vorfahren, auf Setswana „Badimo“ genannt. In der Religion des Tswana-Volkstammes, der die Mehrheit der Batswana ausmacht, gilt der Tod nicht als endgültig. Der Tote lebt in einem anderen Zustand der Existenz weiter und kann mit den Lebenden in Kontakt tre-

ten. Die Badimo sind unberechenbar und es ist schwer, es ihnen recht zu machen. Zum anderen gibt es „Modimo“, die Gottheit, die man durch Rituale besänftigen bzw. beeinflussen kann. Diese Gottheit existierte schon lange bevor das Christentum oder der Islam nach Botswana kamen. Modimo ist die Ursache alles Guten und alles Bösen und äußert sich in allen Erscheinungsformen der Natur. Er ist den Dingen immanent, ein Glaube, der sich zum Beispiel auch in der Namensgebung von Kindern widerspiegelt: es gibt Namen wie „Goitseona“, was so viel heißt wie „Modimo weiß es“ oder „Samodimo“: „gehört zu Gott“ oder „Ompiditse“: „Er hat mich gerufen“. Die Namensgebung der Batswana ist ohnehin sehr aussagekräftig und beschreibt häufig ein starkes Gefühl oder sogar einen präsenten Zufall, mit dem die Eltern das Kind assoziieren: so gibt es Namen wie „Spoon“, Esslöffel, oder „Nobody“ oder „Offentse“. In jedem Namen steckt eine Bedeutung, etwas, was man dem Kind auf dem Weg geben will – auch wenn es sich, wie bei „Spoon“, nicht auf den ersten Blick erschließt oder wie bei „Ompiditse“ verheißen soll, dass das Kind sein Leben Gott widmen soll oder von ihm auserwählt ist. Modimo ist – auch wenn er nach 150 Jahren Christianisierung in der Vorstellungswelt vieler Batswana eins geworden ist mit dem Gott der Christen – immer noch ein Gott, den man durch Zeremonien und Opfern (wie „Kabelo“ = Geschenke oder „Setlhabelo“ = Opfer) beeinflussen kann. Man tritt zu ihm in Kontakt durch Singen, Händeklatschen, Tanzen, „spirit possession“, Anflehen der Vorfahren als „Mittler“ zu Gott oder viele andere Rituale. Er ist der Ansprechpartner für Nöte jeder Art, er ist das übergeordnete Ganze, während die Ahnen konkreter für die individuellen Krisen oder Krankheiten verantwortlich sind. Modimo ist real und es ist ungeheuer wichtig, bestimmte Regeln zu beachten. Die Allgegenwärtigkeit offenbart sich schon darin, dass man in einer Warteschlange mit jemanden ins Gespräch kommt, belanglos über das Wetter plaudert und gesagt bekommt: „Wir müssen zu Gott beten, aber mit geschlossenen Augen, nicht mit offenen, wie das manche machen, dann wird die Hitze vergehen und der Regen wird kommen. Durch Gott ist alles möglich, man muss nur fest genug glauben.“ Den festen Glauben kann man durch Läuterung beweisen, sie besteht nicht nur aus „high impact“-Gottesdienst, sondern auch aus Körperreinigung – Bluten, Übergeben, Ausräuchern des Bösen wie der Krankheit. Als Mittler zu Gott fungieren neben den Vorfahren, die folgerichtig einen „direkteren“ Draht zu Modimo haben, auch menschliche Zwischenhändler, eben die „Dingaka“, die traditionellen Heiler mit ihren jeweiligen Schwerpunktfähigkeiten – ob Wahrsagen, Regenmachen oder etwa „nur“ Heilen.

Die „Dingaka“ wurden von den Missionaren als böse Hexer bezeichnet, ihre Methoden als abergläubischer Humbug abgetan und bekämpft, ungeachtet der wichtigen Funktion, die die Heiler damals wie heute im sozia-

len Umfeld der Batswana spielen. Diese Abqualifizierung trägt bis heute Spuren. Fragt man etwa als Europäer einen Einheimischen, den man im Singular *Motswana* nennt, ob er einen traditional healer aufsucht, wird dieser in der Regel verneinen. Aber ganz offenkundig haben die dingaka nach wie vor Zulauf, Amanze spricht davon, dass jede Tswana Community mindestens einen Heiler hat. Aus diesem Umstand lässt sich erklären, warum viele Kirchen traditional healing und Gottesdienst miteinander kombinieren – es ist eine Möglichkeit, aus der (Geltungs-) Not eine Tugend zu machen: als christlich und somit westlich zu gelten und gleichzeitig der eigenen Tradition treu zu bleiben.

3.1 „My head is refusing to think“ – Überlebensstrategien im Alltag

„Meine Beine weigern sich zu gehen“, „Mein Kopf will nicht denken“ – solche Argumentationen bekommt Jes Petersen, der seit 20 Jahren in Botswana lebt, sehr häufig von seinen Angestellten zu hören. Für sie bedeutet es, dass die ancestors oder modimo etwas nicht wollen und dies zeigen, indem sie Beine schwer werden lassen. Das lässt sich nicht einfach abtun, sondern muss ernst genommen werden, sonst gibt es Streit, sagt Petersen.

Petersen hat in Botswana schon viel gemacht: Lehrer ausgebildet, an Schul-Rahmenplänen geschrieben, als psychologischer Berater gearbeitet. Seit zwei Jahren unterstützt er seine Ehefrau Kelone bei der Organisation und Durchführung von Kultur-Touren und Safaris in ihr Heimatgebiet, die Kalahari, das trockene Buschland, das es dem ehemaligen Wattführer aus Deutschland ganz besonders angetan hat. Er lebt mit Kelone, die hauptberuflich Uni-Dozentin ist, und seinen Kindern in Molepolele. Die Geschichte und die Kultur der Batswana interessieren Petersen sehr und es gibt wohl kaum einen Deutschen, der so tief in die Kultur des Landes eingetaucht ist. Er erzählt von den sozialen Strukturen des Landes und davon, wie sehr Traditionen gerade im ländlichen Botswana noch eine Rolle spielen. Zum Beispiel habe auch er im letzten Jahr, nach fast 20 Ehejahren, acht Rinder an die Familie seiner Frau gezahlt. Die Zahlung des Brautpreises, in Setswana „Bogadi“ genannt, ist auch heute noch üblich, je nach „Wert“ der Frau beträgt er mindestens sechs Rinder, die etwa 1.000 Pula (200 Euro) das Stück kosten. Die Prozedur der Zahlung von Bogadi wird sehr ernst genommen, die Verteilung der Rinder an bestimmte Personen sowie der Zeitpunkt der Zahlung erfolgt nach strengen Regeln. Oft führt „Bogadi“ zu Konflikten innerhalb und zwischen den Familien, da die Auslegung kulturellen Bedingungen unterliegt und von Stamm zu Stamm unterschiedlich sein kann. Generell wird der Brautpreis als Absicherung der Frau gesehen, die bei einer

Trennung vom Ehemann oder bei dessen Tod durch die Zahlung von Bogadi einen Anspruch auf Unterstützung durch ihre Ursprungsfamilie erworben hat. Die traditionelle Kgotla, die Dorfversammlung, dessen Oberhaupt der Kgosi ist (übrigens gibt es mittlerweile auch weibliche Kgosi), gilt als Ort praktischer Konfliktlösung. Petersen sieht in der Existenz der Kgotla den Grund dafür, dass die Batswana als ein so friedliebendes Volk gelten, das in der Vergangenheit Grenzkonflikte immer durch Verhandlungen löste und auch während der Apartheid trotz der Nähe und Abhängigkeit zu Südafrika immer neutral blieb.

Auch der traditional healer habe, so Petersen, eine im Prinzip positive Funktion: Nicht nur da die meisten über fundierte Kenntnisse von Heilpflanzen und -verfahren verfügen, sondern auch da sie tieferen Einblick in Familien- und Dorfstrukturen haben und somit effektive Familien-Konfliktlösungsstrategien entwickeln können. Allerdings, so fügt er hinzu, zeigt die Erfahrung, dass es einigen von ihnen an Kenntnissen, Erfahrungen und an Professionalität mangelt, was zunehmend zu Fehlbehandlungen führt und zur interfamiliären Konfliktverstärkung und sogar -erzeugung. Manchmal führe dies sogar zur Spaltung einer Familie. Dies sei dann nur im Einzelfall notwendig und regulativ, etwa, weil eine Großfamilie zu sehr anwachse und sich dringend, um als Verbund lebensfähig zu bleiben, teilen müsse. Zumindest in der „ersten Instanz“, so Petersen, sei die botswanische Religion auf jeden Fall sehr menschenfreundlich und helfe, das Überleben im Alltag zu gewährleisten.

Es gibt auch eine Interpretation dessen, was wir Aberglauben nennen, weil wir es so schwer verstehen können, als eine Regulation der Differenz an Wohlstand und Glück. Niemand soll zuviel von einem haben und wenn, dann soll er etwas davon abgeben und teilen, eine Art „afrikanischer Hyperhumanismus“ (David Signer), der allerdings zum Teil auf einer Neidkultur basiert. Signer formuliert die Unterschiede in einem Artikel in der Schweizer Weltwoche wie folgt, er zitiert das Gespräch mit einem jungen Afrikaner: „Weißt du, warum es in Afrika keine Hochhäuser gibt? Ich verneinte. Er erklärte mir, dass in Europa, wenn jemand ein zweistöckiges Haus baue, sein Nachbar ein Dreistöckiges hinstelle und dessen Nachbar ein Vierstöckiges. Das sei fruchtbarer Neid. In Afrika hingegen sage sich der Nachbar: ‚Bilde dir bloß nichts ein. Du wirst nicht alt werden in deinem Haus.‘ Wer zu viel hat und nichts abgibt – der wird bestraft.“

3.2 Das Tabu – Ritualmorde und ein Gespräch mit Unity Dow

Abends nicht fegen, weil der Staub die Ahnen stören könnte, nirgendwo Haare liegen lassen, weil jemand, der einem böse gesonnen ist, es für Witchcraft-Zwecke nutzen könnte, den „Thokolosi“, einen arbeitswütigen Zaubergeist, nicht ins Haus lassen, weil er Frauen schwängert – all das sind harmlose Verhaltensregeln oder Vorstellungen, belanglos gegen das, was durch die deutschen Medien in regelmäßigen Abständen als Beispiel für das wilde, unzivilisierte Afrika kolportiert wird. Dies ist auch der Grund, warum es hier angesprochen werden soll. Es geht um Ritualmorde. Die meisten Leute, die ich danach frage, winken ab, und sagen, dass dies überall vielleicht geschieht, aber nicht in Botswana. Und doch erzählt mir z.B. Jes Petersen von einem Vorfall in einem kleinen Dorf bei Gaborone. Vor ein paar Jahren erweiterte ein Geschäftsmann seinen Laden. Er hatte sehr viel Erfolg. Zufällig verschwand in dieser Zeit ein Kind, und alle glaubten sofort, der Geschäftsmann habe sich sein Glück durch einen Ritualmord erkaufte. Der Verdächtige kam in Untersuchungshaft – bis man die Leiche des Jungen fand und sich herausstellte, dass er nicht – wie bei solchen Taten üblich – verstümmelt und seiner Geschlechtsteile beraubt war, sondern beim Viehhüten einen epileptischen Anfall bekommen hatte und an Erbrochenem erstickt war. Spätestens seit einem Vorfall 1994 in Moschudi, bei dem die einflussreichen Beschuldigten eines Ritualmordes an einem kleinen Mädchen zunächst freigesprochen wurden und bei dessen Verlauf es sogar zu Ausschreitungen kam, ist die botswanische Öffentlichkeit für das Thema sensibilisiert. Ritualmorde kommen also vor, aber nicht in der Häufigkeit, die durch unsere Medienberichterstattung suggeriert wird und sie sind schon gar nicht gesellschaftlich akzeptiert. Gegenüber Weißen schweigt man jedoch über das Thema. Die Richterin und Autorin Unity Dow engagiert sich dagegen seit langem dafür, dass über diese Tabuthemen gesprochen wird. Selbst auf die Gefahr hin, dass manche Klischees bestätigt werden. Sie will, dass sich die Öffentlichkeit mit dem Thema auseinandersetzt, dass man sich zu Teilen seiner Kultur bekennt, andere überwindet. Mit dieser Haltung ist sie auf relativ einsamem Posten. Unbedingt möchte ich daher mit ihr reden – und in der letzten Woche meines Aufenthaltes klappt es schließlich. Dow ist Richterin am Nationalen Gerichtshof, dem wichtigsten Gericht des Landes, und zudem die erste Frau, die jemals so ein Amt bekommen hat. Sie schreibt gerade an ihrem fünften Buch und engagiert sich für Human Rights-Projekte. Dow war Gründungsmitglied des „Women and Law in Southern Africa Research Project“ und hat einige Gesetze zur Gleichberechtigung von Männern und Frauen durchgesetzt. Die Themen, auf die sie aufmerksam machen will, packt sie gerne zwischen zwei Buchdeckel – auch in

Krimiform. Hauptsache, sie erreicht ihre LeserInnen. Ihr letztes Buch ist im Dezember 2003 auch auf Deutsch erschienen, es heißt „Die Beichte“.

„Was war der Anlass für dich, „Die Beichte“ zu schreiben?“

Dow: „Es geht ja in dem Buch um einen Ritualmord, um einen Mord, der von dem Glauben motiviert ist, dass man Teile des menschlichen Körpers in einer rituellen Handlung benutzen kann, um das eigene Leben zu verbessern. Zum Beispiel könnte diesem Glauben nach ein Politiker dadurch mehr Stimmen bekommen, ein Direktor eine Gehaltserhöhung, ein Angestellter eine Beförderung... Ich glaube daran nicht, aber viele Menschen in Botswana tun es. Wobei der Glaube, dass so etwas wirken kann, natürlich nicht heißt, dass alle Ritualmorde praktizieren. Auf keinen Fall! Die große Mehrheit verurteilt das absolut! Der Glaube daran, dass man mit einem Bulldozer in die Wand einer Bank fahren und das ganze Geld rauben kann, bedeutet ja noch lange nicht, dass man das tut oder etwa diese Art, sich Reichtum zu verschaffen, gutheißt. Das sind vollkommen unterschiedliche Dinge: etwas glauben und etwas praktizieren.“

„Aber niemand redet öffentlich darüber, darüber, dass er oder sie an die Kraft von Ritualmorden glaubt oder dass es solche Ritualmorde gibt, oder?“

„Also, die Leute erzählen schon, wovon sie gehört haben, aber sie erzählen natürlich nicht, woran sie selber glauben oder ob sie etwa selber zu einem traditional healer gehen. Ich bin sehr engagiert, was Kinder und Kinderrechte angeht und möchte Kinder gerne schützen – daher konnte ich es nicht fassen, dass niemand das Thema Ritualmord offen auf den Tisch bringt. Es gibt einige dokumentierte Fälle von Ritualmorden aus den letzten paar Jahren und wie hoch die Dunkelziffer ist - wir wissen es nicht. Gerade heute war wieder ein Artikel in der Zeitung, dass 3 Männer einen Jungen umgebracht haben sollen und man vermutet einen Ritualmord.“

„Passt das nicht – leider – geradezu perfekt in das Klischee vom ‚wildem bösen Afrika‘?“

Dow: „Hm, was ist denn z.B. mit den Kindermorden in Belgien – das heißt ja noch lange nicht, dass alle Belgier schlechte Menschen sind, oder? Das ist wirklich das Besondere an Afrika – wir werden immer beobachtet, kontrolliert, bewertet. Wir stehen immer mit dem Rücken an der Wand, wir können uns nicht mal mehr selbst beurteilen, weil wir so viel Angst haben, dass andere uns nicht richtig finden. Das richtige Maß an Vertrauen, Unabhängigkeit fehlt. Man sollte immer so viel Mut haben, zu sagen: ‚verurteile mich nicht, was ist dein Problem?‘...“

Diese Ritualmorde, ja, sie passieren, und für Menschen aus der westlichen Zivilisation sind sie exotisch, bizarr, seltsam – aber seltsame und bizarre Dinge passieren überall auf der Welt. Es ist nicht die Kultur der Belgier Kinder zu vergewaltigen und zu töten – und das würde auch niemand behaupten. Beim Stichwort „Afrika“ heißt es, solche Dinge gehörten zu unserer „Religion“ – und das ist ein Erklärungskonzept, das ja schon das Rückwärtsgerichtetsein mit einbezieht, so nach dem Motto „sie können nicht anders“. Natürlich geht es anders. Auch in Belgien und anderswo.“

„Was erhoffst du dir durch das Schreiben von Büchern?“

Dow: „Ich schreibe nicht, um Leute zu unterhalten. Wenn ich es tue, ist es natürlich gut. Ich schreibe – das gilt für alle meine Bücher – um auf bestimmte Dinge aufmerksam zu machen, um dem Leser etwas zu erzählen – und manchmal muss man den Leser eben auch schocken. Wenn sich die Leute über meine Bücher aufregen, weil ich Dinge aussprechen lasse, die sonst keiner sagt – ist das nicht mein Problem. Ich schreibe nicht, um Probleme zu verursachen, sondern um zu lösen. Ich will, dass die Leute anfangen zu denken.“

„Und wie siehst du die Verantwortlichkeit der healer als RichterIn?“

Dow: „Das Problem ist nicht das Gesetz, es würde nichts nützen, die Gesetze zu verschärfen. In diesen Fällen spielt es keine Rolle, ob man ein Heiler ist oder nicht – wenn man an einem Mord beteiligt ist oder jemanden zum Mord auffordert, wird man bestraft. Sicher ist es schwierig, die Beteiligung im Einzelfall nachzuweisen. Bei den tatsächlichen Mördern kann man Spuren überprüfen, Zeugen befragen – aber es ist schwierig, an Beweise zu kommen, dass ein Heiler sie angestiftet hat.“

„Aber wenn man als Mörder die Schuld von sich weisen will?“

Dow: „Es gab einen Fall vor ein paar Monaten, da ist ein Mann überführt worden, dass er einen Menschen vergiftet hat. Der Mörder sagte, er hätte das Gift von einem Heiler bekommen. Der Heiler aber sagt, dass das Medizin war und er gedacht habe, es sei für den Klienten selbst. Er könne auch nichts dafür, wenn jemand mit der dreifachen Dosis jemanden umbringt. Dieser Heiler ist freigekommen. Aber es gibt einige andere, die im Gefängnis sitzen.“

„Was denkst du denn generell über traditional healer?“

Dow: „Hm, es gibt sehr viele gute Kräuterspezialisten unter ihnen, die sich mit Wurzeln und ihren Heilungsmethoden sehr gut auskennen. Und es gibt einige sehr gute Psychologen unter ihnen. Generell habe ich allerdings

ein Problem mit einem Glaubenssystem, das andere verantwortlich macht für die eigene Krankheit oder das eigene Unglück. Wenn du so viel Alkohol trinkst, bis du krank wirst, kannst du dafür nicht jemand anderen verantwortlich machen. Wenn du Aids bekommst, hat dich nicht jemand anders verhext. Du musst selber dein Leben in die Hand nehmen.“

„Wie passen die traditional healer in das ‚moderne‘ Botswana?“

Dow: „Ich glaube nicht, dass sie die Moderne verhindern. Verzögert Religion die Moderne? Wenn man glaubt, dass Jesus vom Grab auferstanden ist – hindert das jemanden, modern zu sein? Ich denke nicht. Traditional beliefs sind nicht anders als irgendein anderer Glaube. Es ist einfach ein grundlegender Glaube, wie alles zusammenpasst. Außerdem ist es ja nicht so, dass, wer an Traditionelles glaubt, nicht das Internet benutzen könnte. Die Modernisierung ist nicht aufzuhalten, Leute wollen immer Veränderung. Meistens spricht man über die Globalisierung im Ganzen, aber wenn man ein Individuum in einem kleinen Dorf betrachtet – natürlich will der Mensch immer ein bisschen mehr, natürlich möchte man Strom, Mobiltelefone und besseres Essen. Es ist einfach, dort einmal hinzufahren und den wunderschönen Sternenhimmel zu bewundern. Aber wenn man dort lebt, will man mehr – und das bedeutet Veränderung. Ich glaube, dass traditional beliefs und Modernität sich überhaupt nicht ausschließen, das existiert einfach nebeneinander.“

3.3 Lucky crème – ein Besuch beim Heiler

Der Geruch ist nicht ungewöhnlich, es riecht nach Vaseline. Der traditional healer, ein alter Mann mit runzeligem Gesicht, schaut sehr ernst, spricht einige Sätze auf Setswana und streicht mir mit zwei Fingern die „Lucky Creme“ auf die Stirn. Damit soll ich – oder wer immer sie bekommt – den ganzen Tag gute Laune haben. Und alle sollen freundlich auf mich reagieren. Die Lucky crème besteht aus verschiedenen Wurzeln: der healer nennt sie Phakwe, Mahtealolwe und Malaladigangwa und zeigt mir dazu eine Packung roter – Vaseline. Also doch. Ich bin beeindruckt, zumindest von der Zeremonie und auch gut gelaunt. Das Arbeitszimmer von Tshinki Molebatsi, dem healer, ist ein Wohnzimmer mit einem Fernseher, einer alten HiFi-Anlage und einem sehr kaputten Sofa. An der Wand hängen Jesus- und Marienbilder. Seine Arbeitsutensilien hat Molebatsi alle in einem großen Sack. Zunächst holt er eine Plastiktüte der Supermarktkette „Payless“ raus, in ihr sind die Knochen, die er auf den Boden wirft. Er zeigt hin und her und blickt so, als erkläre sich alles von selbst. Ratlos blicke ich zu dem

Studenten, der mich begleitet hat, um für mich von Setsuana, der Sprache der Batswana, ins Englische zu übersetzen. Er zuckt die Schultern und murmelt „jedes steht für etwas anderes“. Er nennt lange Namen für Knochen und erklärt Bedeutungszusammenhänge, die jedoch immer anders sind, je nach Person und Wurfausrichtung. Es gibt einen verzierten Knochen, der auf die Familie verweist, interessanterweise besteht dieser aus Rinderknochen, dem liebsten Tier der Batswana. Wenn er bei einer Person in eine bestimmte Richtung zeigt und auch die anderen Knochen eine bestimmte Position haben, kann das etwa bedeuten, dass ein Mann sich von seiner Frau trennen will. Die Frau wird nach Hause gehen und der Mann verschwindet.

Molebatsi fertigt auch Medizin für viele spezifische Probleme. Er führt eine, die er „Mokaikai“ nennt. Sie hilft bei Problemen mit der Polizei. Wenn diese dich sucht, musst du mit dem Zauber der Mokaikai dort stehen bleiben, wo du dich gerade befindest und die Polizei wird dich nicht finden. Die Übergänge zwischen Medizin, Symbolträchtigkeit und Wunschenken sind fließend.

Molebatsi erzählt, dass jede Woche etwa vier bis zehn Leute zu ihm nach Gabane, einem kleinen Dorf in der Nähe Gaborones, kommen, um sich beraten zu lassen, die Knochen werfen zu lassen oder sich Medizin abzuholen. Für eine Konsultation nimmt er von 50 Pula bis 700 Pula (von 10 Euro bis 140 Euro), am teuersten sind Beerdigungsbegleitungen, die in Botswana sehr ritualisiert und aufwändig sind.

Auf die Frage, wie er seine Berufung gefunden hat, bekomme ich nicht wirklich eine Antwort. Schon sein Vater sei ein healer gewesen und von ihm hätte er alles gelernt, er arbeite sei 1969. Ob er auch Patienten mit Aids kuriere? Ein böser Blick, sogar der Student guckt grimmig – und es folgt eine lange Tirade, nein, er schicke alle ins Princess Marina Hospital nach Gaborone, in die Hauptstadt. Er helfe nur bei den Dingen, bei denen er Macht habe. Mein Besuch ist beendet.

3. 4 Healer associations – „modernisation can come“

Ein paar Tage später treffe ich Peter Mbenge im Cafe Wave, einem relativ neuen Cafe in der Main Mall Gaborones. Relativ neu heißt: es ist tatsächlich erst ein paar Wochen alt. Alle Cafes und Bars in Botswana sind „relativ“ neu, denn die shopping center und malls und mit ihnen die Etablissements, die wie Pilze aus dem Boden schießen, sind nicht älter als 3-4 Jahre. Sie fungieren als Treffpunkte und sind ein Symbol des „western way of life“, dem die wohlhabenderen oder jüngeren Batswana gerne folgen. Sogar, wenn sie Kaffee trinken müssen, was ganz sicher keiner botswanischen Tradition ent-

spricht. Peter Mbenge trinkt zum ersten Mal in seinem Leben Cappuccino. Sagt er. Mbenge ist Vorsitzender der Botswana Dingaka Association, einer der acht Vereinigungen, zu der sich traditional healer zusammengeschlossen haben. Mbenge wurde im Mai 2003 zum Chairman dieser Vereinigungen gewählt. Seine Aufgabe ist es, mit dem Gesundheitsministerium zu verhandeln und die Interessen der healer zu vertreten. Die neuen Pläne des Gesundheitsministeriums, das Arbeitsfeld der traditional healer zu regulieren, findet er richtig. Es sei höchste Zeit. Und gefährlich, wenn man es nicht tue, denn momentan könne jeder sich healer nennen. Ein Patient habe dann endlich die Handhabe, etwas gegen unsachgemäße Behandlung zu tun.

Von solchen „unsachgemäßen Behandlungen“ kann man jeden Tag in den Zeitungen lesen. Mit Schlagzeilen wie dieser aus der Tageszeitung Mmegi:

„A diabetic father of four, who lost faith in Western medicine, has lost his leg after being treated by a traditional doctor.“

Der Patient sollte seine Beine über einen Trog mit glühenden Steinen legen. Diese Methode, „Sefutho“ genannt, soll eine Krankheit ausräuchern. Der Mann verbrannte sich jedoch an einem Bein so stark, dass – als er nach einiger Zeit doch in die Klinik gebracht wurde – sein Bein amputiert werden musste. Wie Peter Mbenge tritt auch der Präsident der Dingaka tsa Setso Association, Lesegolame Semathu, energisch gegen solche „healer“ auf und fordert strengere Gesetze, die den Heiler – aber auch den mündigen Patienten – mehr in die Pflicht nehmen. Dass viele der Heiler sich stark machen für eine gesetzliche Regelung verweist auf den Leidensdruck, der die healer verstärkt in den Dunstkreis von Scharlatanerie gebracht hat. Wo die Not wächst, wo sich jeden Tag schätzungsweise 85 Menschen mit HIV infizieren (Quelle: UNDP-Bericht 2002), ist auch viel Bedarf an Hilfe – das machen sich Geschäftemacher zu Nutze, die den Ruf der traditional healer nachhaltig schädigen, etwa, weil sie behaupten, Aids heilen zu können, Schwangerschaftsabbrüche vornehmen oder gefährliche Praktiken durchführen wie etwa die Reinigung durch Ritzen mit Rasierklingen. Mbenge schätzt, dass der Anteil dieser Scharlatane etwa 25 % ausmachen könnte. Wie viele Heiler es denn insgesamt gäbe, will ich wissen – aber auch da kann Mbenge nur schätzen: „Es gibt meiner Meinung nach etwa 12.000 traditional healer.“ Die Zahl, die African Comprehensive HIV/AIDS Partnerships (ACHAP) ermittelt hat, liegt bei etwa 3.000 bei 1,6 Millionen Einwohnern. ACHAP versucht, die Heiler bei der Aids-Aufklärung stärker mit einzubeziehen. Mbenge meint, dass „Schulkinder“ die Daten gesammelt hätten und dass viele healer eben überhaupt nicht zu erkennen seien. Sie sind nur durch Mundpropaganda bekannt oder haben sich so sehr spezialisiert, etwa nur auf die Heilung von Zähnen oder sie seien, so Mbenge, wie manche healers of songs nur an einem einzelnen Tag berufen. Die meisten Heiler sind Männer

– aber es gebe auch viele weise Frauen unter den Heilern. Mbenge selber ist ein „spirit medium“, also einer der „dingaka tsa dinaka“, ein spirituelles Medium. Er beziehe seine Kraft aus dem Ozean. „Aus dem Ozean?!“ – wie das denn gehen könne, im Binnenland Botswana? Er lacht und sagt: „Ja, vom Ozean.“ Er erzählt, dass er, bevor er Heiler wurde, in Holland und in New York war. Es sei ihm vor allem in New York nicht gut gegangen, er habe ständig ein Geräusch im Ohr gehabt. Die Menschen dort fand er krank und viel zu hektisch, sie hatten eine schlechte Ausstrahlung auf ihn gehabt. Der Ozean habe ihn wieder zurückgebracht und sicherlich werde er einmal in den Ozean entschwinden. Niemand dürfe dann eine Träne weinen, weil er sonst für immer fort sei. Auf jede (Glaubens-) Frage eine Glaubensantwort. Peter Mbenge sagt, er sehe die Beseeltheit der Natur sowie die Zusammenhänge der Konstellationen zwischen Menschen und wiederum zu den Ahnen. Er weist auf die spirituellen Kräfte der Berge hin, wie sie z.B. der „Lovers Rock“ bei Otse im Südenwesten Botswanas besitzt. Dort verschwinden immer wieder Verliebte, deren Liebe nicht akzeptiert wird. Ich frage ihn, wie er bei so viel metaphysischer Kraft von außen die Eigenverantwortlichkeit des Individuums sehe. Der Patient müsse sich natürlich auch richtig verhalten, nur Medizin nehmen allein reiche nicht. Und er schaue sich nicht nur die offensichtliche Wunde eines Menschen an, sondern blicke in den Menschen hinein. Auf meine Bitte einen Fall zu beschreiben, erzählt er mir von einer Mutter, deren Sohn zum Studium nach England gegangen ist und der auf der Suche nach der richtigen Religion zu einer Sekte gelangt sei und sich überhaupt nicht mehr bei seiner Mutter gemeldet habe, sie sogar verleugnet habe. Sie kam verzweifelt zu Mbenge. Er ließ sich ein Foto vom Sohn bringen und beschwor einen Zauber, der sowohl der Mutter wie auch dem Sohn in dieser Angelegenheit helfen sollte. Es habe funktioniert.

Die Preise für eine Behandlung sind unterschiedlich, wenn jemand Hilfe brauche, um einen Job zu finden, nehme er zunächst 250 Pula (50 Euro) und wenn derjenige einen Job gefunden habe, noch mal 250 Pula. Ein Kind muss nur 100 Pula bezahlen, manche Patienten mit wenig finanziellem Rückhalt gar nichts – aber wenn sie zu Geld kommen, ist es wichtig, dass sie zu ihm zurückkehren und ihm danken. Wer möchte, dass sein Auto vor Gefahren geschützt wird, muss 700 Pula (140 Euro) zahlen, ein Schutz des Hauses kostet 1.500 Pula (300 Euro). Die Art und Weise der Behandlung kann ganz unterschiedlich sein: Wenn jemand sein Geschäft beleben möchte, kann der traditional healer für ca. 980 Pula an belebte Plätze – wie Bushaltestellen, Krankenhäuser – gehen und Fußabdrücke sammeln, der healer mixt die Fußabdrücke mit Sand und Kräutern und weiht so den Laden. Eine Bar kann man attraktiver machen, indem man sie mit dem Talg oder dem Schwanz einer läufigen Hündin ausstattet. Die physikalische Medizin, mit der sich

die meisten healer bestens auskennen, besteht aus Pflanzen, Kräutern, verschiedenen Pudern, den Knochen von Tieren, Saatgut, Wurzeln, Säften, diversen anderen Flüssigkeiten oder Blättern, Mineralien, Kohle, Asche. Es gibt zudem zahlreiche Behandlungsmethoden, die dingaka therapieren mit Medizin oder Gesprächen ebenso wie mit Massagen, dem Gebrauch von Nadeln oder Dornen oder eben mit diversen Ritualen.

Früher sei es nicht wichtig gewesen, sagt Mbenge, Geld für die Behandlung zu nehmen, weil alles im Ort geblieben wäre und die Dorfbewohner sich auf ihre Weise bedankt hätten – mit Hühnern, Ziegen und was auch immer. Die Zeiten hätten sich aber geändert, seine Medizin müsse er oft aus Francistown oder anderen weit entlegenen Orten holen und viel mehr Aufwand betreiben.

„Und wie wird man ein spirituelles Medium?“ hake ich nach. „Um ein spirituelles Medium zu werden, kann man 3 Monate oder bis zu 5 Jahren an Training brauchen. Seine Weisheit kommt in der Regel durch ein anderes spirituelles Medium und ein spirituelles Medium weiß immer, wer derjenige ist, der zu ihm kommt. Du kannst nichts vor ihm verheimlichen. Er weiß, ob du aus einem Haus mit einer roten Tür oder einer blauen Tür kommst, er weiß es. Ein spirit medium kann einen Patienten sehen, bevor dieser auftaucht und kann die Medizin für ihn vorbereiten. Jedes spirit medium muss lernen, wie man die Knochen werfen muss, aber ein spirit medium lernt sehr schnell. Wenn sie es am Abend noch nicht können, dann erscheint ihnen nachts der ganze Knochen und ihr Bedeutungszusammenhang – und dann wissen sie, wie es geht. Außerdem musste ich sehr viel tanzen und in den Busch gehen, um die einzelnen Heilkräuter zu lernen.“ Mbenge erläutert die genaueren Unterschiede zwischen den verschiedenen Heilern sowie den spirituellen Mittlern. Seine Klassifizierung findet sich auch in einem Bericht über „Traditional Health Practitioners“ wieder, den das Gesundheitsamt in Auftrag gegeben hat: es gibt die „bone throwers, spiritual healers, Sangomas, ancestral healers, herbalists, traditional birth attendants, blood suckers, eye cleansers, water diviner, therapist, bone mender (Thobega) und die healers of song.“ Das Gesundheitsamt hat mit Hilfe von ACHAP 2003 zwei Workshops zu dem Thema veranstaltet, um mit den Heilern zusammen ein Gesetzespaket zu erarbeiten, das sie zum einen in die Pflicht nimmt und zum anderen schützt. Peter Mbenge ereifert sich wieder: „neben denen, die nur tun, als seien sie healer und nur Schaden verursachen, gibt es noch ein anderes großes Problem – das geistige Eigentum der Heiler ist bisher nicht geschützt. Große Firmen aus Europa kommen und lassen sich unsere Medizin patentieren.“ Als Beispiel nennt er „Devils Claw“, das vor kurzem eine deutsche Firma patentiert habe. Diese „Teufelskralle“, die ihren Namen von ihren scharfen Widerhaken hat, soll Arthritis und Schmerzen bekämpfen.

Ein anderes Beispiel ging vor einiger Zeit auch durch die Medien: Hoodia ist eine Stammsukkulente, die appetithemmende Stoffe enthält. Sie wächst in den Halbwüsten Südafrikas und wird seit Jahrhunderten von Heilern der Khoisan als Appetitzügler und gegen Husten und Erkältungskrankheiten eingesetzt. Die Konzerne Phytopharm und Pfizer hatten Hoodia-Wirkstoffe patentieren lassen, mussten jedoch auf internationalen Druck die San-People an den zu erwartenden Millionengewinne beteiligen und sie als Besitzer des Kaktus anerkennen. Trotz dieser Regulierung scheint es für heimliche Sammler lukrativ zu sein, die Pflanze überall, wo sie noch frei wächst, abzuernten. Zumindest gibt es im Umfeld von Gaborone mehrere völlig ausgeschaltete und zerstörte Hoodia-Pflanzen. Das „Übereinkommen über die biologische Vielfalt“, das auf der Umweltkonferenz in Rio de Janeiro 1992 unterschrieben wurde und Biopiraterie verurteilt, scheint viele Schlupflöcher zu enthalten – auch Peter Mbenge traut internationalen Schutzbestimmungen nicht. Ihm wäre lieber, das Gesundheitsministerium würde sich etwas mehr beeilen und endlich das „Intellectual Property Law and Protection of Traditional Knowledge holders“ zusammen mit den anderen Punkten verabschieden. Ob er glaube, will ich zum Schluss wissen, dass durch den Vormarsch der westlichen Kultur, ob Cappuccino, Big Brother-Fernsehstaffeln oder Internet, der traditional healer verdrängt würde? Nein, das glaube er nicht. Die Modernisierung könne kommen, sie sei ja schon da und auch er lebe in der modernen Welt. Aber als Traditionalist. Und: „je schneller sich die Welt verändert, desto mehr brauchen die Menschen etwas, mit dem sie sich identifizieren können. Die Leute kommen immer zum traditional healer, home is home. Außerdem wissen viele Leute, welche Nebenwirkungen Medikamente haben können und auf viele Dinge hat die Schulmedizin ja auch keine Antwort.“ Außerdem bräuchten auch Europäer offensichtlich seine Hilfe, denn über eine befreundete Französin kämen mittlerweile immer mehr zu ihm.

3.5 Die Prävention von Pech und das „Traditional Health Practice Bill“

Bisher gibt es lediglich ein Gesetz aus dem Jahr 1927, das den Umgang mit traditionellen Heilmethoden und allem, was in dessen Randzonen geschieht, regelt. Es entstand also lange vor der Unabhängigkeit von den Briten 1966 und trägt den vielsagenden Titel „witchcraft“. Dieses Gesetz, das man wie alle Gesetzestexte in der Botswana Government Press kaufen kann, enthält schon im Titel die Bewertung der damaligen Kolonialherren und -damen, nämlich als der christlich-biologistischen Weltanschauung gegenüberstehend und damit unterlegen, wenn auch gefährlich. Dieses Gesetz zur

„witchcraft“, zur Hexerei, verbietet einen „witch doctor“ anzustellen oder „Hexenwissen“ weiterzugeben und verbietet, anderen vorzutäuschen mit Hilfe von übernatürlicher Kraft, Zauberei oder Beschwörung die Zukunft vorhersagen oder beeinflussen zu können.

Das neue Gesetzespaket soll nun einen Kanon schaffen, an den sich Heiler und Patienten halten können. Es soll 2004 verabschiedet werden und fußt auf neutraleren Einschätzungen. Es stellt die Fähigkeiten von Heilern nicht in Frage oder zur Diskussion, sondern zollt der Tatsache Tribut, dass die Dingaka nach wie vor enormen Zulauf haben. Ganz sicher möchte man mit diesem Gesetz auch eine nüchterne Betrachtungsweise fördern, die die traditionellen Heilmethoden weniger als spirituell, sondern mehr als geerdet und begründet einstuft. Traditional healing soll nicht mehr in die Nähe von „witchcraft“ gebracht werden. Schließlich ähnelt das traditionelle Medizinsystem in seiner Orientierung den Balancevorstellungen der asiatischen Medizin, die – zum Beispiel – als alternative Medizin weltweit mehr Anerkennung genießt. Auch beim traditional healing liegt der Blickwinkel nicht auf dem Körper als biochemischem Funktionsorgan, die Krankheit ist vielmehr ein Ausdruck von gestörten Gleichgewichten zwischen Lebenden und den Toten. es ist damit nicht allein an ein Individuum und sein Lebensmanagement gebunden, sondern in einem größeren Kontext zu sehen.

Die Praktiken von traditional healing werden in der bisherigen Arbeitsvorlage wie folgt definiert (Quelle: Report of the Traditional Health Practitioners Consultative Workshop, Ministry of Health, August 2003):

- Diagnosefähigkeiten durch bestimmte rituelle Techniken
- Heilen verschiedener Krankheiten, z.B. Hautekzeme, Geschwüre
- Unpässlichkeiten wie Magenbeschwerden, Durchfall
- Präventivmaßnahmen: Gefahrenvorbeugung, Vorbeugung von Pech
- Schutz der Familie, des Heims, der Rinderfarm, des Geschäftes
- das Durchführen von Ritualen bei Promotionen, Arbeitsantritten, Jagdexpeditionen und Bestattungen
- Regenmachen
- das Heilen von Frakturen

Sachlich zusammengefasst, kann man die traditionellen Heilmethoden wie folgt beschreiben: sie sind psychosozial, beinhalten homöopathische und medizinische Elemente, sowie familien- und gruppentherapeutische und religiöse Anteile.

Um die Preisdifferenzen zu minimieren, sollen Höchstpreise vereinbart und die finanzielle Lage des Patienten soll stärker berücksichtigt werden. Auch die Frage der ausländischen Heiler soll geregelt werden, momentan gibt es ein inoffizielles Arrangement – lokale Heiler befragen die „Fremden“

und erteilen ihnen ggf. die Erlaubnis zu praktizieren. Was die Ausbildung der Heiler anbelangt, ist der bisherigen Gesetzesvorlage nicht viel zu entnehmen; sie umschreibt lediglich die Wichtigkeit eines Trainings, das mindestens 3 Monaten oder bis zu 3 Jahren dauern sollte. Die Heiler sollen nur praktizieren dürfen, wenn sie sich registrieren lassen, sie sollen sich auch nicht „Doctor“ nennen, sondern „Dingaka“ – und sie dürfen kein Stethoskop tragen oder anderes medizinisches Equipment zur Schau stellen. Zudem zeigt die Vorlage einige bisherige Probleme auf: durch die Registratur sollen die vielen Schwindler auffliegen, solche, die sich nur bereichern wollen und solche, die angeben, durch Geschlechtsverkehr heilen zu können oder Geschlechtsverkehr als Voraussetzung zur Heilung oder als Bezahlung ansehen. Kinder und Jugendliche unter 16 Jahren dürfen nicht mehr ohne ihre Eltern oder Erziehungsberechtigten behandelt werden; Heiler sollen keine Patienten haben, die unter Drogeneinfluss stehen und sie dürfen keine schädlichen Stoffe wie Methanol, Paraffin, Diesel oder Benzin in ihre Mixturen mischen. Auch ist in Zukunft verboten, Patienten in Gefahr zu bringen – etwa durch das Benutzen von gebrauchten Rasierklingen beim „Ritzen“, durch Überdosierung von Arzneien und übertriebener Körperreinigung – und Schwächung wie durch das rituelle Übergeben. Die Heiler sollen bei schwerwiegenden Krankheiten an einen Arzt oder ein Krankenhaus weiter verweisen, bei Aids-Patienten nicht behaupten, sie könnten den Patienten heilen, sondern offenlegen, nur Symptome kurieren zu können. Zudem wird es Pflicht sein, den Patienten über die Behandlungsmethode aufzuklären, über ihn eine Akte anzulegen und über die Art und Weise der Krankheit zum Schutz des Patienten Stillschweigen zu bewahren. Der Maßnahmenkatalog soll durch den „National Traditional Health Practice Council“ in die Praxis umgesetzt werden und von einem Komitee betreut werden, das sich aus gewählten Stellvertretern der healer associations (wie Peter Mbenge) sowie Vertretern von ACHAP, dem Gesundheitsministerium und Ärzten zusammensetzen soll.

Es gibt nur eine Verbindung zum alten Gesetz – im neuen Gesetz findet sich genau wie im alten der Punkt, dass Verleumdungen, Schuldzuweisungen und Hexereibezichtigungen ausdrücklich untersagt sind. Dies hat in der Vergangenheit immer wieder zu Konflikten zwischen Nachbarn, Geschäftspartnern und innerhalb von Familien geführt.

3.6 Grau ist alle Theorie

So erfreulich die Tatsache ist, dass man kurz vor der Verabschiedung eines neuen Gesetzes steht, das eines aus dem Jahr 1927 (!) ablöst, so sehr

ist doch zu bezweifeln, ob wirklich alle Heiler erreicht werden und ob sich das Gesetz durchsetzen kann. Ich frage Dr. Patson Mazonde, den Direktor des Gesundheitsamtes, warum das Thema nicht stärker in die Öffentlichkeit getragen wird oder besser: nicht schon lange in die Öffentlichkeit getragen wurde. Dr. Mazonde ist ein besonnener Mensch und ein guter Rhetoriker. Er sagt, dass man sicher im Zuge einer Aufklärungskampagne auf die Gefahren hätte hinweisen können. Aber die Folgen wären katastrophal gewesen. Mit so einer Kampagne hätte man nicht nur die Bevölkerung verunsichert, sondern sich auch die Tür zu den traditionellen Heilern zugeschlagen und die Bemühungen, diese stärker ins Gesundheitssystem zu integrieren, unterlaufen. Seit fast 10 Jahren arbeitet Dr. Mazonde und sein Team mit den Heilern zusammen - und am Anfang hätte es viele Vorbehalte auf beiden Seiten gegeben. Den Besuch beim Heiler hielten viele Batswaner ohnehin eher geheim, es wäre ihnen unangenehm, es offiziell zuzugeben - und Kampagnen hätten diese Sphäre der Heimlichkeit nur vergrößert. Durch diese Politik stärke man die Position der Heiler und hole sie aus dem Dunstkreis der Kriminalität.

Dr. Mazonde erklärt weiter: „Das Ziel ist es, langfristig ein Bewusstsein bei den Heilern zu schaffen, dass sie auch von der Regierung als Teil des Gesundheitssystems gesehen werden und dass sie die Einrichtungen des Gesundheitsamtes nutzen können. Die Schulmedizin und die traditionelle Medizin dürfen nicht gegeneinander arbeiten, sondern müssen sich ergänzen – und jede Medizin hat ihre Berechtigung. Wenn beide noch mehr voneinander lernen könnten, wäre es optimal.“ Ob es nicht illusorisch ist, frage ich, zu glauben, man könne alle Heiler dazu bringen, sich registrieren zu lassen, sich an Preistafeln und medizinische Standards zu halten. Sicher wäre es naiv zu sagen, es gäbe keine Probleme, aber immerhin habe man schon viel erreicht, gerade auch, was den Umgang mit Aids anbelangt.

Und außerdem: es sei eine Tatsache, dass keine Medizin, weder die traditionelle noch die Schulmedizin, eine Antwort auf Aids habe. Zum Abschluss unseres Gesprächs sagt Dr. Mazonde: „Mit einigen unserer Bräuche oder Glaubenssätze kann ich nichts anfangen. Aber Traditionen gehören zu unserem Volk, wir brauchen sie, um unsere Existenz und das Leben zu verstehen. Jede Kultur ist dynamisch und man muss darauf achten, bei der Veränderung seine Wurzeln nicht zu vergessen. Ein Volk ohne Werte ist ein unglückliches Volk.“

Dass man große Fortschritte in der Zusammenarbeit mit Heilern gemacht hat, bestätigt mir auch Prof. Georgia Rakelmann vom Institut für Soziologie in Giessen. Sie arbeitet seit Jahren an einem Projekt zur Erforschung der sozialen Folgen von Aids und hat in Botswana Hunderte von Interviews mit Heilern und Aidserkrankten geführt. Sie sagt: „Ich habe bei den Interviews

mit Heilern nicht eine Person getroffen, die nicht über Aids ausreichend informiert war. Alle waren restlos überzeugt davon, dass Patienten, bei denen sie den Eindruck haben, dass Aids eine Rolle spielt, an die Kliniken zu verweisen sind. Und sie selbst befassten sich allenfalls mit den sozialen und physischen Begleiterscheinungen, die bei der rein biomedizinischen Behandlung im öffentlichen Gesundheitswesen zu kurz kommen.“

Die wenigen, die mit der Not der Patienten Kasse machen wollten – das sei ein menschliches Problem, kein Problem der Heiler.

Prof. Rakelmann betont, dass mittlerweile die Scheu, über Aids-Erkrankungen zu reden, erheblich abgenommen habe. Sie sagt: „Inzwischen kann man auch in der eigenen Muttersprache Aufklärung bekommen (nicht nur in Englisch), die Sprachbilder sind mittlerweile hochsensibel angepasst, es gebe gruppen- und milieuspezifische Ansprachen - kurzum alles, was der Aufklärungsmarkt hergibt, wird angewendet.“ Aber mit dieser Art von Aufklärung hat man zu spät angefangen, und auch heute dominieren die ABC-Kampagnen, dessen kategorisches und etwas weltfremde A und B sicher dazu führt, dass auch die Parole C nicht mehr glaubhaft wirkt: A steht für Abstain (sei enthaltsam!), B für Be Faithful (sei treu!) und C für Condomize (benutze ein Kondom!). Ob auch bessere Kampagnen mittlerweile wirken – das wird sich erst in 5-10 Jahren zeigen.

Im öffentlichen Bewusstsein ist das Thema jedenfalls angekommen. Viele Gespräche, die ich in Botswana geführt habe, etwa mit den jungen Kolleginnen von der Mmegi, der Tageszeitung, bei der ich gearbeitet habe, kreisten irgendwann um das Thema Aids. Es ging oft darum, wie untreu der batswanische Mann sei, wie schwierig es wäre, überhaupt einen verlässlichen Partner zu finden und wie kompliziert, im Eifer des Gefechts auf den Gebrauch von Kondomen zu bestehen. Verlange man es, ginge es den Männern an die Ehre, sie seien beleidigt, dass man ihnen nicht vertraue. Dass eine Frau sich durchsetzt oder auch einfach „nein“ zum Sex sagt, sei gesellschaftlich nicht sonderlich verankert. Sex habe auch einfach keinen hohen Stellenwert, man habe ihn einfach und schweigt ansonsten darüber – in Zeiten von Aids eine Katastrophe. Überhaupt – dass so etwas Leben Spendendes und Lebensfrohes wie Sex eine todbringende Krankheit übertragen soll, das würden manche einfach immer noch nicht glauben; das sei eine Tatsache, die man lieber verdrängt. Tatsächlich gab es mindestens zwei Gesprächspartner, die andere Theorien hatten und mir irgendwann sagten, dass sie glauben, „die Amerikaner“ würden Aids verbreiten, vielleicht sogar über Medikamente, und die Batswaner seien Versuchskaninchen, denn in Botswana gäbe es das größte Blutlabor der Welt. Dies gehöre natürlich Amerikanern. Eine andere Verschwörungstheorie war, dass Aids die Waffe sei, mit der der Westen versuche, Afrika klein zu halten. Oder eine Methode

von „Aids-Consultants“, also Aids-Beratern, Kampagnenbeauftragten usw., das große Geld zu machen. Prof. Rakelmann nannte mir als weitere Interpretation der Krankheit, die sie häufig gehört habe, dass Aids als Plage von Gott gesandt wurde, weil man unzüchtig leben und die Ahnen nicht mehr ehren würde. Schließlich sehe man nicht zuletzt auf Anti-Aids-Plakaten überall die Darstellung von technischer Sexualität – und schon 8-jährige würden mit „always use a condom when you have sex“ („Benutze beim Sex immer ein Kondom“) bombardiert – und die Darstellung von so viel Intimität im öffentlichen Raum würde die Gesellschaft einfach verderben.

Dass jemand verhext worden sei und deshalb Aids bekommen habe – diese Erklärung habe ich jedoch kein einziges Mal von jemandem direkt gehört. Dies zeigt vielleicht einfach die Grenzen dessen, was man in drei Monaten, zudem als weiße Europäerin, erfahren kann. Fest steht: Die Immunschwächekrankheit mit ihrem schleichenden Verlauf und ihrer besonderen Ausbreitung in Afrika bietet viel Raum für Spekulationen. Die Ausweglosigkeit macht hilflos. In Setswana gibt es für diese Krankheit kein Wort. Sie heißt „das, was tötet“.

4. Modernes Botswana – Informationen für alle

4.1 Einen Mausklick vom Rest der Welt entfernt?

Mmoloki Selepeng ist der IT-Systemadministrator der Tageszeitung Mmegi, sein Büro ist gleichzeitig Serverraum, es ist voll gestopft mit vielen, oft ausrangierten Rechnern und Monitoren – und es ist der einzige kühle Raum im ganzen Bürokomplex. Selepeng ist immer gestresst, mit jedem Problem kommen die Autoren und Graphiker zu ihm und wieder und wieder regt er sich darüber auf, dass vor allem die Autoren ihre Rechner wie Schreibmaschinen benutzen. Seit 2002 gibt es die Mmegi auch als Onlineseite im WorldWideWeb – ein langer Kampf, da es schwer war, den Nutzen begreiflich zu machen. Man konnte sich nicht vorstellen, wer das Angebot nutzen sollte und befürchtete sogar eher, wenn es Nutzer gäbe, dass diese dann die Zeitung nicht mehr kaufen. Warum also den Content, den Inhalt, kostenlos online stellen? Mittlerweile sieht man es etwas anders. Ist die Website mal nicht zu erreichen oder wird sie längere Zeit nicht aktualisiert, kommen sofort Anrufe und Beschwerdemails, größtenteils von Batswanern, die sich im Ausland aufhalten, aber auch von Werbekunden – denn mittlerweile gibt es sogar Anzeigenkunden, die sich im Netz präsentieren lassen wollen. Selepeng erzählt, dass die Website gerade 5 Tage online war, als ein

japanischer Fahrradhersteller in der Online-Ausgabe eine Werbung schalten wollte, da er Fahrräder nach Botswana importierte. Als ich Selepeng frage, ob denn weitere Features geplant seien, etwa Chatmöglichkeiten, Foren, eine effektive Suche oder ob er mir sagen könnte, wie oft denn auf die Seite zugegriffen wird – schaut er erstaunt und sagt, das seien gute Ideen. Man sei aber froh, wenn man die Seite, so wie sie sei, täglich aktualisieren könne. Eine Zugriffsstatistik habe man nicht, weitere Investitionen seien nicht geplant. Die Online-Ausgabe spielt also eine untergeordnete Rolle.

Nicht einmal habe ich es erlebt, dass ein Autor auch nur erwähnte, dass er seinen Text noch für Mmegi online bearbeiten müsse. Natürlich gibt es auch keine Online-Redaktion, nur junge Hilfskräfte, die die Print-Texte der Autoren online stellen. Eine Aktualisierung oder gar Optimierung erfolgt nicht. Das Redaktionssystem ist relativ einfach programmiert, aber es erfüllt seinen Zweck. Selepeng kritisiert zwar den mangelnden Stellenwert oder versteht nicht, warum z.B. die Autoren immer wieder vergessen, ihre Texte in den „Online“-Ordner zu verschieben, von wo aus die Hilfskräfte auf sie zugreifen können – aber stolz ist er insgesamt dennoch: „Wir haben viel geschafft!“. Und er ist froh darüber, dass man sich früh für Macintosh-Rechner, die auf dem Betriebssystem Unix basieren, entschieden habe: „Bei der Anfälligkeit der Microsoft-Betriebssysteme und dem Mangel an IT-Fachkräften hier wären wir ansonsten total aufgeschmissen.“ Viele der Rechner seien alt, bis auf die drei IMacs, die man sich geleistet habe – aber sie würden es immer noch tun. Selepeng ist sichtlich erfreut, dass sich jemand nach seiner Arbeit erkundigt und nicht nur meckert, weil etwas nicht funktioniert. Selepeng ist, wie so viele IT-Leute, Autodidakt, er begann 1993 als Graphikdesigner und kann sich auch noch gut erinnern, wie er zum ersten Mal überhaupt einen Computer sah: „Ich war 20 oder 21 – und vollkommen fassungslos. Aber sofort begeistert“. Die Mmegi hat eine Standleitung, eine leased line, mit 128 Kilobit pro Sekunde, das entspricht etwa der doppelten Leistung unserer ISDN-Leitungen. ISDN hat 64 Kbps pro Leitung, man hat 2 Leitungen (B-Kanäle), die auch einzeln bezahlt werden müssen, also 128 Kbps, d.h. man kann pro Sekunde ca. 7,5 Kb downloaden oder upladen. Zufrieden sei er damit nicht, aber die Botswana Telecommunications Corporation (BTC) habe eben den Daumen drauf und schnellere bzw. günstigere Verbindungen gebe es derzeit nicht. Ob er denken würde, dass sich das in Zukunft ändern würde bzw. wie er die Entwicklungschancen durch die junge Generation sehen würde? Selepeng winkt ab: „Das geht alles so langsam hier. Die BTC ist eine Behörde, die arbeitet langsam. Und was die Medienerziehung anbelangt – tja, den Markt dominieren ausländische Fachkräfte, sogar die Jungs, die die Texte ins Netz stellen, kommen aus Simbabwe, wir finden keine einheimischen... – ich schicke mein Kind auf

eine Privatschule, was mich sehr viel kostet, aber mir bleibt nichts anderes übrig.“ In den öffentlichen Schulen sei die Ausstattung mit Rechnern katastrophal und wenn sie vorhanden seien, dann gebe es keine Lehrer, die damit umgehen könnten.

Er kann sich nicht verkneifen, mir eine Anekdote zu erzählen: „Vor ein paar Monaten war eine Lehrerin hier in meinem Büro und sie guckte auf die Monitore hier im Büro und fragt mich, was ich mit den ganzen Fernsehern anstellen will.“

4.2 Verbreitung des Internets und eine schöne Vision

In der Regierungserklärung „Vision 2016“ beschreibt die botswanische Regierung sehr deutlich, wie sie sich die Zukunft wünscht:

„Botswana will be in the forefront of information technology with state of the art computer and communications equipment, and will play a full part in the coming information age. All people will have access to telephones, national newspapers, radio and television services, and to computer equipment. Information about the operations of Government or other organisations will be freely available to all citizens.“ (Vision 2016, Government of Botswana)

Jede Bürgerin, jeder Bürger soll also im Informationszeitalter ankommen – doch das scheint ein äußerst ehrgeiziges, schwer erreichbares Ziel zu sein. Wie will der Staat allen Bürgerinnen und Bürgern den Zugang zu den Kommunikationsmitteln ermöglichen? Kann das, was bisher unternommen wurde, diesem Maßstab gerecht werden?

Viele entwicklungsfördernde Maßnahmen wurden ergriffen: 1996 wurde damit begonnen, den Telekommunikationsmarkt zu liberalisieren. Seither können private Telefonanbieter mit der staatlichen Botswana Telecommunications Cooperation (BTC) konkurrieren. Botswanas Telefonnetz ist vollständig digital. Internationale Internetanbindungen gehen in die USA, nach Europa und nach Südafrika. Ein Mikrowellennetzwerk verbindet alle Teile des Landes und stellt auch Anschlüsse nach Südafrika, Sambia und Simbabwe her. 1998 wurden mit Mascom Wireless und Vista-SimplyCell die ersten privaten Mobilfunkbetreiber zum Markt zugelassen, seit einiger Zeit ist auch Orange hinzugekommen. In diesem Bereich ist das Wachstum enorm, mittlerweile haben über 16 % der Bevölkerung ein Mobiltelefon, auch wenn man längst nicht überall Empfang hat, ist das ein schnellerer Weg ins Kommunikationszeitalter als auf eine Telefonleitung zu warten.

Das Mobiltelefon ist zudem ein Statussymbol – und es ist so teuer, dass sich viele Batswana deswegen verschuldet haben. Auf den Ständen in den malls kann man sogar Handy-Attrappen kaufen und Handys sind begehrtes Diebesgut.

Eine ausreichend breite Infrastruktur gibt es nur in den Städten, aber das Land ist mit seinen 582.000 km² größer als Frankreich und selbst ins touristische Kasane im Norden Botswanas, nahe des Chobe Parks, schafft es die Printversion der einzigen unabhängige Tageszeitung Mmegi nicht jeden Tag. Die Mmegi erschien seit 1984 wöchentlich, seit September 2004 gibt es sie täglich. Die andere tägliche Informationsquelle ist das Regierungsblatt Daily News, Wochenblätter sind die Botswana Gazette, die Midweek Sun und die Sonntagszeitung Botswana Guardian.

Zeitungen sind nach wie vor das wichtigste Medium, ihre Auflagenzahlen sind – gemessen an 1,6 Millionen Einwohnern – gering. Im Jahr 2001 hatten alle Zeitungen zusammen eine Auflage von insgesamt 12.007.433 Stück, macht monatlich etwas mehr als eine Million. Das zweitwichtigste Medium ist das Radio. Auch die Radiolandschaft ist so vielfältig nicht, es gibt das staatliche Radio Botswana, das Programme in Englisch und Setswana anbietet, sowie zwei private Sender: Ya Rona FM und Gabz FM, die z.T. nur in Gaborone zu empfangen sind. Seit 2000 gibt es den ersten eigenen Fernsehsender btv, der über ein hochmodernes Sendezentrum verfügt: alles ist digital, state of the art – so mancher westliche Sender würde von dem Equipment träumen. Die Qualität der Sendungen lässt jedoch noch stark zu wünschen übrig, ein eigenes Profil hat dieser staatliche Sender noch nicht. Es gibt viele Übernahmen aus Südafrika und von der BBC. Zusätzlich gibt es das private Gaborone Television und den Pay TV Sender MultiChoice Botswana. Diejenigen, die sich einen Fernseher leisten können, haben jedoch in der Regel ein Kabelpaket (DSTV).

An 3. Stelle folgt das Internet. Hardware, also Rechner, besitzen etwa 120.000 Batswaner, ein Pentium 4- Computer kostet etwa 5.000 Pula, also ca. 1.000 Euro. Auch für mittlere Einkommen ist das mehr als ein Monatsgehalt. Internet User gibt es in Botswana schätzungsweise 45.000, die meisten dieser User haben jedoch kein Internet zuhause, sondern gehen über Internet Cafes (die es in allen größeren Städten mittlerweile gibt) oder ihre Arbeitsstelle ins Netz, wie etwa Regierungsangestellte oder Universitätsangehörige. Es gibt ungefähr 3.000 bis 9.000 Firmen oder größere Organisationen mit einer Standleitung, wie sie auch die Mmegi hat. Die Kosten hierfür variieren nach Anbieter und Datenmenge (zwischen 64 Kilobit pro Sekunde und 256 Kbps), die Größenordnung beträgt von 2.500 Pula bis 11.000 Pula für eine solche leased line, das sind 500 Euro bis 2.200 Euro pro Monat. Die Anzahl derer, die sich privat per Modem und Telefonleitung ins Netz einwählen, ist

sehr gering. Es gibt nur 8.900 dieser so genannten dial up-accounts und sie sind zudem sehr langsam. Wer einen Internetzugang hat, zahlt etwa 100 Pula (20 Euro) Installationsgebühr und eine monatliche Gebühr von noch mal 100 Pula (20 Euro), eine Stunde Surfen kostet etwa 6,60 (etwa 1,35 Euro). Für afrikanische Verhältnisse ist das verhältnismäßig günstig, dennoch ist für die meisten Batswaner unbezahlbar. An diesem Problem werden auch die Pläne der Regierung nichts ändern, in einem Pilotversuch die monatliche Grundgebühr einzufrieren, so dass jeder User nur so viel zahlen müsste, wie er surft. Auch an einem anderen Grundproblem ändert sich dadurch zunächst nichts: Bisher existieren nur 143.000 Telefonanschlüsse (Statistik BTC vom März 2002), d.h. nur etwa 8, mittlerweile vielleicht 10 % Prozent der Bevölkerung haben überhaupt ein Telefon als Grundvoraussetzung für eine Internetanbindung. Damit ist die Hauptstadt Gaborone den USA näher als dem eigenen Rest des Landes. Die staatliche BTC unternimmt momentan den Versuch, viele ländliche Gegenden ans Telefonnetz zu bringen, um die Grundversorgung zu gewährleisten. Hierfür wurden 115 Millionen Pula zur Verfügung gestellt, das Projekt trägt den Namen „Nteletsa“, d.h. „call me“ und wird bis Mitte 2004 weitere 157 Dörfer vernetzen. Mogomotsi Kaboeamodimo, den Pressereferenten der BTC, regt das zu ehrgeizigen Träumen an: „Wenn die Grundversorgung gewährleistet ist, können wir in der Informationstechnik die Speerspitze Afrikas sein“.

Auch bei der Aufsichtsbehörde Botswana Telecommunications Authority (BTA) ist man optimistisch. Innerhalb relativ kurzer Zeit wurden neben der staatlichen BTC mittlerweile 12 Internet Service Provider zugelassen, doch diese müssen in der Regel die Verbindungsleitungen der BTC nutzen, vor allem die teure letzte Meile, die vom Verteilerpunkt zum Kunden führt. Nur wenige Anbieter wie etwa Uninet leisten sich einen eigenen internationalen Gateway, was daran liegt, dass sie hauptsächlich Firmenkunden in größeren Städten betreuen. Außerdem gibt es 5 private Telefonanbieter.

Die Internationale Telecommunication Union (ITU) stellt der BTA für die Privatisierung ein glänzendes Zeugnis aus, die BTA sei „one of the first in the African region to establish an independent and effective regulatory body and is one of the few regulatory bodies that enjoys complete freedom in licensing operators and in financing its operational budget.“ Die unabhängige und effektive Regulierung der BTA wird als „world model“ gehandelt. Martin Mokgware, Marktmanager und bei der BTA für Analysen zuständig, meint, dass es durch die privaten Anbieter schätzungsweise jedes Jahr 10.000 User mehr gibt. Ich erzähle ihm, dass die privaten Anbieter, mit denen ich gesprochen habe, sich ärgern, dass viele Dinge so langsam gehen und dass kein Weg an der BTC vorbeiführt – seine Antwort: „Jeder Anbieter kann seine eigenen Leitungen, seine eigene Technik installieren – das ist

eine Frage, wie viel Investition man einbringen will. Ansonsten muss man nutzen, was da ist – und das sind die Verbindungen der BTC. Was andere Einschränkungen anbelangt: Wir müssen die Öffentlichkeit schützen und durch Regulierung können wir das erreichen.“ Als Haupthinderungsgrund für die Ausbreitung des Internets sieht er – neben der kaum vorhandenen Infrastruktur auf dem Land - das mangelnde öffentliche Bewusstsein, was die Bedeutung der Kommunikationsmittel anbelangt. So gebe es selbst bei denen, die einen Zugang haben, kein Interesse daran, etwa eine eigene Website einzurichten. Private Homepages gebe es fast gar nicht, und die Anzahl von Business-Websites sei sehr gering, insgesamt sind nur 1.200 Domains registriert. E-Commerce habe sich überhaupt noch nicht durchgesetzt, es sei sehr fortschrittlich, dass die First National Bank seit August 2003 Internet Banking anbietet.

Auch Katlego Nkwe von Botsnet beklagt wie alle fachkundigen Gesprächspartner aus dem IT-Bereich die miserable „public awareness“. Botsnet ist der staatliche Internet Service Provider, der mit den privaten Anbietern konkurriert. Nkwe ist eine der wenigen Frauen im Technikbereich in einer Führungsposition. Was sie zudem von den anderen unterscheidet: sie ist eine Visionärin, aber mit konkreten Ideen, wie man der Vision 2016 näher kommen könnte. Sie fordert nicht nur die Anbindung der ländlichen Gebiete, sondern die Verringerung von Steuern auf Hardware, die Streichung der monatlichen Grundgebühr für das Internet (sofern man sich mit den privaten Anbietern darauf einigen kann), billigere Tarife, eine Aufklärungskampagne und Schulungen für die „menschlichen Ressourcen“. Außerdem ist sie der Ansicht, dass man die bereits bestehenden Strukturen nutzen sollte, um frei zugängliche Telecenter einzurichten, etwa in Postgeschäften oder Kiosken. Dort könnte man dann z.B. Steuerformulare online abrufen – die Regierung plant, sie ins Netz zu stellen. Botswana gehört tatsächlich zu den Ländern mit verhältnismäßig guter E-Government-Bilanz, in der „Top 100“ belegt Botswana den 31. Platz, Italien Platz 30, Deutschland Platz 11. D.h. viele Informationen sind schon jetzt im Netz zu finden, auch die News der staatlichen Tageszeitung Daily News. Also kein Hirngespinnst. Grundbedingung sei, so Nkwe, dass diese Technik dann auch angemessen funktioniere und sie fragt, „In den USA und Europa haben die Leute schnelle Zugänge zum Netz – warum wir in Afrika nicht?“ Es liege nicht nur an Geld und Markt, sondern an Vorstellungskraft. Es hänge doch miteinander zusammen – um sich etwa freie, kostenlose Software downloaden zu können, brauche man bestimmte Kapazitäten. Die aber stünden nicht zur Verfügung. Somit ist der Weg versperrt, sich dieses Wissen selber anzueignen und Open Source Software zu nutzen. Solange es all diese Einschränkungen gebe, sei Afrika trotz mancher Internetanschlüsse nicht Teil des „globalen Dorfes“, sondern nur Zuschauer.

4.3 Das Internet – der „weiße Kontinent“

An der University of Botswana (UB) in Gaborone gibt es seit 2001 die „Educational Technology Unit“ (EduTech). Dieses ehrgeizige Projekt soll technisches Wissen vermitteln, es werden z.B. Kurse zur Multimedia Produktion, Internet-Recherche, zur Rechtslage und zur Erstellung und Benutzung von Content Management Systemen angeboten. Content Management Systeme sind das Gerüst hinter einer E-Learning-Einheit, die man als Endprodukt im WWW sehen und benutzen kann. Sie ermöglichen u.a. die Einrichtung von Textbausteinen, Suchfunktionen, Foren und grafischer Darstellung und sind damit der Schlüssel zur Implementierung von Inhalten. Nach der Einrichtung eines „eLabs“, eines technisch ausgerüsteten Klassenraums mit insgesamt 50 Rechnern, wurden an der UB zunächst Schulungen für Tutoren und Dozenten angeboten, um diese mit den neuen Möglichkeiten vertraut zu machen und sie im Bereich E-Learning auszubilden.

Daniela Giannini, Instructional Designer an der UB, erklärt mir, dass das Interesse von Anfang an relativ groß war. Mittlerweile haben über 350 der insgesamt 700 Dozenten teilgenommen, es sind bereits 25 Kurse online. Das elektronische Lernen bietet einige Vorteile: Lehrinhalte können, didaktisch aufbereitet, anschaulich und in individuellen Schritten selbstständig erarbeitet werden. Foren bieten allen Beteiligten einen Raum, in dem diskutiert werden kann. Die Inhalte sind dauerhaft abrufbar, vom Ort unabhängig. In der Regel erfolgt der Zugang entweder über das interne Netzwerk oder über geschützte, nur mit Passwörtern zugängliche Seiten, dazu gibt es zur Ergänzung Präsenzveranstaltungen. Die Erfahrungen aus den bisherigen Kursen seien positiv, so Giannini. Klar, zunächst sei es anstrengend, Inhalte nicht einfach nur über den normalen Unterricht zu vermitteln. Aber sobald man beginne, tiefer in die Materie einzusteigen, zeige sich der Nutzen. Natürlich gebe es einige Probleme. 50 Rechner und noch mal 200 Rechner in der Bibliothek würden für 13.000 Studenten natürlich nicht ausreichen, die wenigsten hätten wie in Europa einen eigenen Computer oder Laptop. Dazu komme, dass die Rechner oft schlecht gewartet seien und schnell kaputt gingen. Das Netzwerk sei häufig überlastet und breche zusammen. Wenn man 10 Minuten warten muss, bis sich eine Seite aufbaut, kehrt man doch lieber wieder zurück zum Frontalunterricht oder muss auf CD-Roms zurückgreifen. Man habe überhaupt ein Problem mit der Technik, oft seien etwa Videoprojektoren oder Overheadprojektoren kaputt, die Frustration nehme zu, manchmal würde auch willkürlich etwas kaputt gemacht oder geklaut. Aber dass es unerlässlich ist, den Computer als Lernmedium und Kommunikationswerkzeug einzusetzen und dazu zu ermutigen, sel-

ber Inhalte zu produzieren – daran besteht bei allen Beteiligten trotz der Schwierigkeiten kein Zweifel.

Was in Botswana und generell in Afrika fehlt, ist das technische knowhow und damit die Gelegenheit, den bisher „weißen Kontinent Internet“, wie ihn Chris Chesher in „Colonizing Virtual Reality“ beschreibt, mitzugestalten. In Afrika leben etwa 13 Prozent der Weltbevölkerung, der Anteil an der weltweiten Internetnutzung liegt aber nur bei 0,6 Prozent. Botswana hat aufgrund seiner relativ guten Finanzlage und der stabilen politischen Situation tatsächlich die Möglichkeit, in dieser Hinsicht die „Speerspitze“ Afrikas zu sein. Spätestens seit dem ersten Weltgipfel zur Informationsgesellschaft (World Summit on Information Society / WSIS), der im Dezember 2003 in Genf gehalten wurde, ist den Verantwortlichen klar, dass in diesem Bereich mehr getan werden muss. Schon in dessen Vorfeld wurde ein Ministerium eingerichtet, das Ministry of Communication, Science & Technology. Es ist ein sehr kleines Ministerium, das man noch nicht einmal in die Online-Übersicht der Regierungsministerien mit aufgenommen hat, aber es ist ein Anfang und das Symbol dafür, dass man sich verstärkt in diese Richtung bewegen möchte. In dem botswanischen Statement zum World Summit heißt es ganz klar, dass man zwar weiß, wie weit man noch von der Vision 2016 entfernt ist, aber es wird dennoch selbstbewusst postuliert, dass man in der Informationstechnik ein gleichberechtigter Partner sein will und nicht mit veralteter und überteuerter Technik abgespeist werden möchte und dass die bisherigen Kapazitäten nicht ausreichen. Es könne nicht angehen, dass die Bandbreite limitiert sei, dass Datenpakete von einem botswanischen Provider zum anderen botswanischen Provider über Verbindungen nach Europa oder die USA und wieder zurück laufen müssen. In dem Statement ist auch die Rolle der Regierung definiert, die dafür Verantwortung trägt, dass nicht nur der Markt diesen Sektor bestimmen darf, was dazu führen würde, dass nur Firmen und Vermögende einen Zugang zu Kommunikationsmitteln erhalten. Man will allen Bürgern ermöglichen, in der Informationsgesellschaft anzukommen und formuliert die Bedürfnisse der User wie folgt:

Es gilt, den Nutzer zu schützen, Datenschutz und Sicherheit zu gewährleisten,

Erstellung von relevantem Inhalt, der die kulturellen Unterschiede reflektiert, das Recht zu kommunizieren,

Ethik der Informationsgesellschaft,

User Training,

Datenschutz am Arbeitsplatz.

Doch was wird konkret unternommen, damit diese Forderungen mehr sind als die Lippenbekenntnisse einer gebildeten Elite?

Momentan versucht das Bildungsministerium in Zusammenarbeit mit der

Universität Botswana eine Bestandsaufnahme zu machen, um herauszufinden, wie die Situation und die Bereitschaft an Schulen ist, sich auf die Technik einzulassen. Das endgültige Ergebnis steht noch nicht fest. Es gibt ein paar Projekte wie das vom „World Links for Development Program“ (WorLD)², mit dessen Hilfe bisher 51 Community Junior Secondary Schools mit jeweils einem Klassenraum mit 20 Computern, Server und Netzwerkverbindungen ausgestattet wurden. Generell ist es jedoch so, dass vor allem an staatlichen Schulen selten Computer mit Internetzugang geschweige denn medienkompetente Lehrer vorhanden sind. Schulungen für Lehrer sind angedacht, es fehlt jedoch, wie erwähnt, nicht nur Hardware und Infrastruktur, sondern allgemeines Interesse. Viele Lehrer fühlen sich damit überfordert, eine neue Technik zu erlernen und sind nicht an neuen Lehrmethoden und -inhalten interessiert. Aus Eigeninitiative geschieht hier wenig. In größeren Städten schießen zwar private Computerschulen aus dem Boden, diese sind jedoch teuer und die Lehrinhalte sind nicht standardisiert, d.h. ihre Qualität ist nicht überprüfbar.

Interessanterweise hat keiner meiner Gesprächspartner die Ansicht vertreten, dass es vermessen sei, über die Notwendigkeit von Informationstechnik zu reden, während ein großer Teil der Bevölkerung gerade das Nötigste hat, um zu überleben. Am eindeutigsten hat es Sara Kyofuna von schoolnet africa formuliert: „Wem man ein Brot gibt, der hat einen Tag lang was zu essen. Wer die Kommunikationsmittel beherrscht, hat lebenslang die Möglichkeit, sich zu informieren, sich fortzubilden, seinen Lebensunterhalt zu verdienen.“ Kyofuna kommt aus Uganda und arbeitet von Johannesburg aus für schoolnet africa. Die „digital gap“, der digitale Graben, ist für sie nicht nur eine Kluft zwischen Arm und Reich, sondern vor allem eine Bildungskluft. Schoolnet africa unternimmt daher Projekte wie „One Million Computers for African Schools“, um Schulen mit Hardware zu versorgen und ein „Global Teenager Project“, ein Projekt, an dem sich Schulen beteiligen können an dem mittlerweile 3.000 Schüler aus 20 Ländern teilnehmen, um z.B. virtuell über Globalisierung oder die Folgen von Aids zu diskutieren – und „nebenbei“ die Technik zu erlernen. Denn das Schaffen von Inhalten und sinnvollen Plattformen ist in der Tat der nächste Schritt, um die technischen Ressourcen mit Leben und Sinn zu füllen. Das Vorhandensein von Technik allein reicht nicht aus, ebenso wenig wie reine Vermittlung von Lehrinhalten (z.B. durch bloßes online-learning, Teleeducation oder Telemedizin). Zum einen muss man die Technik selber anwenden können, zum anderen muss der Content vorhanden sein bzw. Impulse setzen. Wichtig sind gut gepflegte User-Portale, die - einfach und verständlich gehalten - möglichst auch ein echtes Kommunizieren und Interagieren ermöglichen und auch an den Orten selbst vorgestellt und „menschlich“ gemacht werden. Zu diesem

Themenkomplex habe ich in Botswana keine weiteren Informationen erhalten, momentan gibt es nur eine kommerzielle Plattform, www.e-dumela.com, die sich speziell an Jugendliche wendet und ein Pinnboard, eine freie E-Mail-Adresse und jede Menge Reklame bietet.

Natürlich ist es naiv und abwegig zu denken, mit Informationstechnik könne man die Welt im Allgemeinen und Afrika im Besonderen retten. Auch in den Industrienationen gelten die Internetökonomien nicht mehr als Wirtschaftsmotoren, und doch sind sie fester Bestandteil unserer Gesellschaft geworden. In Afrika könnte eine breite Vernetzung, wenn sie auch sicher kein ökonomisches Wunder auslöst, so doch ein wichtiges Mittel zum cultural empowerment sein – wenn man es tatsächlich schafft, dass sie nicht nur einer Informationselite zugänglich ist. Eine stärkere Anbindung und Beherrschung der Technik kann ein Vehikel für Information, Bildung und Entwicklung sein. Das Netz ermöglicht den Userinnen und Usern, die realen Grenzen, die ihnen unmittelbar gesetzt sind, zu überwinden und den virtuellen Kontinent zu erobern.

5. Schlussbemerkung

Wenn es irgendwo in Afrika eine Chance gibt, Informationstechnologien einer breiteren Masse zugänglich zu machen – dann in Botswana. Die günstigen Voraussetzungen sind auch der Grund, warum vom 29. August bis zum 2. September 2005 in Gaborone das zweite World Information Technology Forum stattfinden wird.

Die These jedoch, dass es durch die sehr schnelle Modernisierung ebenfalls eine erstarkte Rückbesinnung auf Traditionelles gebe, lässt sich für Botswana nach meinen Erkenntnissen nicht verifizieren. Diese These wird in vielen Medienberichten und Forschungsarbeiten für das südliche Afrika behauptet bzw. dokumentiert, wie etwa in einer Untersuchung der Universität Hamburg zu den „Umbrüchen in der afrikanischen Gesellschaft und ihre Bewältigung“ oder in Arbeiten der Professoren Jean und John Comaroff von der University of Chicago, die sogar eine „Okkultwirtschaft“ hinter der Fassade heranwachsen sehen. Diese These sollte zunächst der Ausgangspunkt meiner Recherche sein, aber sofern sich das nach 3 Monaten sagen lässt: ich fand den Umgang mit traditional beliefs in gewisser Weise „rational“ bzw. als Erklärungshilfe geeignet - und auf gar keinen Fall konnte ich eine wachsende „Okkultwirtschaft“ ausmachen. Sicher ist das Spannungsverhältnis zwischen Spirituellem und Modernem in Botswana stärker als in unserer säkularisierten Welt. Ob es aber im Zuge dessen tatsächlich mehr „witchcraft“, mehr healer, mehr Neid, mehr Angst vor Verhexung, mehr Ritualmorde

speziell in Botswana gibt, konnte mir keiner meiner Gesprächspartner bestätigen. Ich hatte nicht den Eindruck, dass etwa die traditional healer den Einzug der Moderne in Botswana verhindern. Traditionen und Moderne ergänzen einander. Es funktioniert nach dem Prinzip der Bricolage, jeder sucht sich das heraus, was für seine Lebenssituation passend erscheint. Beide Pole sind keine Gegensätze, sondern Überlebensstrategien. Mir fällt es schwer, Glaubenssysteme zu beurteilen – solange in ihrem Namen und mit ihrer Hilfe niemand zu Schaden kommt. Wer jedoch die traditional healer oder die „witchdoctors“ in diesem Zusammenhang kritisiert, muss auch die bedenklichen Tendenzen erwähnen, die es im Umfeld von christlichen Organisationen gibt. Christliche Gemeinden erfreuen sich in Afrika ungeheuren Zulaufs. Die meisten dieser Kirchen sind sinngebende Instanzen zur Orientierung in einer sich wandelnden Welt. Sie sind in der Regel sehr anders als die alten Missionskirchen, sie sind sehr kommunikations- und gemeinschaftsorientiert, manche ganz nah an der Ahnenreligion mit Ascheopfern für die ancestors oder Saatgutsegnungen, andere orientieren sich an den Texten im alten Testament mit allen Speisever- und -gebote, viele sind „born again“-Kirchen. Manche dieser Kirchen würde ich als „semi-christlich“ bezeichnen, der Einfluss etwa amerikanischer Sekten ist sehr groß und sie agieren oft international. Wenn eine Gefahr besteht, dass naive, verzweifelte oder einfach ängstlichere Naturen im großen Stil „gefischt“ bzw. finanziell ausgebeutet werden, sehe ich diese Gefahr von diesen semichristlichen Organisationen ausgehen. Wunderheilungen und göttliche Fügungen sind bei ihnen an der Tagesordnung. Unvergessen bleibt etwa ein Abend im Shopping Center Riverwalk in Gaborone mit Jesus, dem Heiler alias Farmer Evangelist Angus Buchan, der ihm südlichen Afrika einen gewissen Bekanntheitsgrad erreicht hat. Der weiße Südafrikaner Buchan ist Co-Autor des Buches „Faith like Potatoes“ und erklärte an diesem Abend seiner begeisterten Zuhörerschaft: „Man muss nur den richtigen Glauben an Gott haben, dann sagt dieser einem, wie man sein Geld anlegen oder wann man seine Rinder vor der nächsten Maul- und Klauenseuche verkaufen muss – und wer so glaubt, kann auch Aids überwinden.“ Er erzählte von einer Frau, die er geheilt habe und trichterte seiner Zuhörerschaft ein, dass man den Zweifel ausmerzen müsse: „Doubt the doubt!“ Am Ende der Veranstaltung musste man spenden und sich in die Kirche eintragen lassen. Es wäre sicher interessant und aufschlussreich, diesem Thema einmal nachzugehen.

Zum Schluss möchte ich sagen, dass mir die Recherche und die Interviews zu zwei so unterschiedlichen Themenbereichen sehr viel Spaß gemacht haben und sicher dazu beigetragen haben, dieses so widersprüchliche Land auf vielfältige Art und Weise wahrzunehmen. Meine Zeit in Botswana war klasse!

6. Dankeschön

Besonderer Dank gebührt der Heinz-Kühn-Stiftung und vor allem Ute Maria Kilian!

Für die freundliche Hilfe danke ich der Friedrich-Ebert-Stiftung und dem Deutschen Entwicklungsdienst, vor allem Gabbi Lubbe und Dr. Marc Meinardus. 1000 Dank auch an die Kolleginnen und Kollegen von der Tageszeitung Mmegi, im Besonderen an Sechele Sechele und Mavis Peloewetse. Außerdem danke ich all jenen, die mich so freundlich und offen aufgenommen haben, sich für mich und meine Fragen Zeit nahmen und die die schönen Erlebnisse und kleineren Katastrophen mit mir geteilt haben.